



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Strobl, Karl Hans: Ein Gottesurteil : ein Kindererlebnis

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der ein solcher Liebling der Muse war und um dessen Haupt sich eine so zarte Aureole der Legende und Dichtung gebildet hat. Fast möchte man sich darüber freuen, daß uns nicht mehr aus seinem Leben bekannt ist. Das Märchenhafte, das über ihn ausgebreitet ist, trägt dazu bei, ihn noch mehr zu einer der köstlichsten Erscheinungen des ausklingenden Mittelalters zu machen. f.



Ein Gottesurteil

Ein Kindererlebnis

Von Karl Hans Strobl



on allen Wochentagen liebte der kleine Toni den Samstag am wenigsten. Das war der Tag, an dessen verdämmerndem Ende der Vater aus der Fabrik kam, wo er die ganze Woche über arbeitete, und die so weit von der Stadt entfernt war, daß er nur über den Sonntag heimkommen konnte. Nicht daß Toni seinen Vater nicht gern gehabt hätte. Aber der Vater brachte einen so üblen Geruch mit, war so schmutzig und verschwitz, und wenn man seine Hände ansah, so mußte man sogleich an die ungeheuren, schwirrenden Maschinen denken, vor denen Toni eine solche Angst hatte, seitdem er einmal mit der Mutter in einer Spinnerei gewesen war.

Das wäre jedoch nicht das Schlimmste gewesen. Denn wenn der Vater eine Weile daheim war und sich gewaschen und umgezogen hatte, dann verschwand der üble Geruch und seine Hände wurden ganz anders und erinnerten nicht mehr an die Maschinen, die dem Toni in seinem ahnungsvollen Träumen die grausamen Schicksalsmächte waren, an die er sein Leben ausgeliefert fühlte.

Aber etwas anderes blieb. Und das war die üble Laune, in die der Vater verfiel, kaum daß er eine Weile daheim war. Daß die Mutter sich auf den Samstagabend freute, der den Vater bringen sollte, das wußte der Toni. Und auch der Vater trat ganz fröhlich und wie mit einem Lied auf den Lippen ein. Sobald die beiden Menschen aber beisammen waren, begann ein Reiben wie von Holz gegen Holz, es kam zu Vorwürfen, dann zum Wortwechsel und schließlich zu lautem Zank.

Toni behielt von dem Inhalt dieser Streitigkeiten nur so viel, daß die Mutter von dem Vater verlangte, er solle sie heiraten, und daß der Vater sich weigerte, es zu tun. Ein Wort blieb ihm im Gedächtnis, das der Vater einmal gesprochen hatte und das Toni lange nicht ins Klare bringen konnte. Das lautete: „Nichts zu nichts gibt wieder nichts“. Obwohl Toni seiner Bedeutung nicht sicher war, erschien ihm dieses Wort doch schon seinem bloßen Klang nach das trostloseste, das er je gehört hatte. Aus diesen Zänkereien zwischen Vater und Mutter formte Toni eine absonderliche Vorstellung vom Heiraten. Es war ihm wie ein Tor, durch das man nur zu gehen brauchte, um gleich in einer anderen Welt zu sein,

die viel heller und freundlicher war. Der Vater besaß den Schlüssel zu diesem Tor, aber er weigerte sich, ihn herzugeben.

Es kam vor, daß der Vater, wenn ein solcher Zwist ausgebrochen war, davon-lief und erst am Sonntagmorgen heimkam. Dann legte er sich ins Bett und schlief bis in den hohen Mittag hinein. Die Mutter ging still herum und weinte vor sich hin. Da war dann für Toni über allen Dingen ein grauer Überzug, wie er ihn einmal im Salon der verwitweten Frau Majorin im ersten Stock auf allen Möbeln gesehen hatte. Denn er liebte seine Mutter und stand im Herzen zu ihr, indem er in seinem kindlichen Sinnen annahm, daß alle Mütter ein Recht darauf hätten, durch jenes Tor einzugehen.

Und er mußte der Nachbarin recht geben, die im Winter oder an Regentagen seine Zuflucht war. Die Mutter ging nämlich in die Häuser, um für die Leute zu waschen, und Toni war viel allein. Im Sommer lief er auf der Gasse herum, aber in der rauhen Jahreszeit oder bei bösem Wetter flüchtete er zu der Nachbarin, die ihn in ihrer Küche sitzen ließ, wo es zwar finster, aber doch wenigstens warm war. Nun, und diese Nachbarin pflegte zu sagen: „Dein Vater ist ein schlechter Mensch, Toni, er tut gegen deine Mutter nicht seine Schuldigkeit.“ Das Wort Schuldigkeit kannte Toni aus dem Vaterunser, wo von Schuldigern die Rede ist, und er wußte also, daß es etwas Ernstes und Strenges ist, dem sich niemand entziehen sollte.

Die Bedeutung des Heiratens wuchs für Toni aber erst mit seinem Eintritt in die Schule aus dem Bereich des Bildes in die Unerbittlichkeit der Realitäten. Toni stand mit einemmal vor der Entdeckung, daß alle anderen Kinder so hießen wie ihr Vater, während er mit dem Namen seiner Mutter aufgerufen wurde. Auf die vorwizige Frage eines Jungen verzog der Lehrer sein Gesicht und erklärte dann kurz, das komme daher, weil Tonis Vater seine Mutter nicht geheiratet habe. Toni trug nun die Mitwissenschaft der anderen wie eine Last und mußte ihr Gelächter und ihre Späße über sich ergehen lassen.

Eines Samstags kam ein Seiltänzer in die Stadt. Ein grüner Bohnwagen wurde von zwei betäubten, kopfnickenden Säulen über das holprige Pflaster des Hauptplatzes gezogen und machte gerade vor dem alten Brunnenbassin mit dem wildbewegten Neptun halt. Toni sah den Aufzug vom Fenster des Zimmers seiner Eltern, das unter dem Dach eines dreistöckigen Hauses gelegen war. Er lief sogleich hinunter, um das Unbekannte, dieses Stück Fremde, das da angekommen war, in der Nähe zu sehen.

Aber als er sich zu dem Wagen durchgedrängt hatte, stand schon ein Polizeimann da und wetterte mit den Leuten. Es wäre nicht erlaubt, hier mitten auf dem Hauptplatz stehen zu bleiben und sie sollten sich mit ihrem Gerümpel vor die Stadt hinauscheren. Da setzte sich der eine der beiden Männer wieder auf den Kutschbock, gab den Säulen den Peitschensegen und der Wagen polterte auf dem Pflaster weiter, der Wienergasse zu. Toni zog mit einer ganzen Schar von Neugierigen hinterdrein.

An der Ecke der Wienergasse aber erwischte ihn der Vater. Er schien in schlechter Laune, umschloß die kleine Hand des Knaben mit seiner großen Faust und zog ihn wortlos fort. Toni sah ängstlich auf diese unbarmherzige Hand nieder, deren Rücken mit rauhen Borsten bestanden war, er fühlte die schweißigen Innenflächen und dachte erbittert an die Zänkereien, die er nun wieder anzuhören haben würde.

Es dauerte auch wirklich nicht lange und der Streit hatte begonnen. Einer der Arbeiter aus der Fabrik war vor einem Jahr nach Amerika gegangen und heute hatte man einen Brief von ihm vorgelesen, in dem der Ausgewanderte

schilderte, wie gut er es getroffen hatte und daß er jetzt das Zehnfache dessen verdiente, was er in der Heimat hatte erarbeiten können. Der Vater sah eine weite Straße vor sich, von der er wußte, sie müsse einmal in eine große Halle münden, und er konnte sie nicht gehen, denn er fühlte sich zurückgehalten. Er war gefesselt und gelähmt. Die Mutter aber war heute bei der Beichte gewesen und hatte schwere Bedenken und Gewissensängste aus dem Beichtstuhl mitgebracht. Ihrem ganzen Leben war das Brandmal der Sünde und Schande aufgeprägt. Der Priester hatte gedroht, ihr das nächstemal die Absolution zu verweigern, wenn bis dahin ihre Sache nicht in Ordnung wäre. Und nun setzte sie dem Vater gerade in einem Augenblick besonders zu, in dem dieser gegen die leichteste Mahnung an seine Gebundenheit empfindlich gewesen wäre.

Toni sah den schlimmen Ausgang heraufkommen wie eine schwarze Wolke. Er fühlte fast körperlich, wie die Worte immer gröber und kantiger wurden. Diese zusammengezogenen Augenbrauen, dieses Abwenden der Blicke, dieses Anschwellen der Stirnadern kannte er an seinem Vater als böse Vorzeichen. Ein Zittern ging durch seinen Körper. Er war nicht imstande, das zu ertragen, er mußte fort.

Leise, von den Streitenden unbemerkt, schlich er aus der Türe. Unten auf dem Hauptplatz stand er still und sah zu dem grünen Himmel empor. Die Worte, die er gehört hatte, klangen noch in ihm nach. Da war eines, das schwang besonders stark und hell: Amerika! Tonis Augen hingen an dem grünen Abendhimmel. Er hatte die Vorstellung von unendlichen Wäldern, von unermesslichen Ebenen, an deren Rand eine zackige Wand schwarzer Fabriken stand. Zum erstenmal war er nicht ganz und ohne Einwände auf Seiten der Mutter. Es war etwas in ihm, das ihm seinen Vater näher brachte, ein schüchternes Begreifen, ein Finden in gemeinsamem Sehnen.

Der alte Lebwohl kam vorüber, der Zettelankleber, mit einem Pack Plakate unter dem Arm und mit Kleistertopf und Pinsel. An der nächsten Straßenecke wählte er mit kundigem Blick einen günstigen Platz, dann pappte er sorgsam einen roten Zettel auf die Mauer. Toni stand hinter ihm und buchstabierte. Der Seiltänzer hatte also doch noch die Erlaubnis zum Auftreten erwirkt. Da stand, daß Richard Richardson, genannt der fliegende Mensch, morgen am Sonntag um 11 Uhr vormittags auf dem gespannten Drahtseil über den Hauptplatz gehen werde. Und darunter stand: „Blondin II. Der Gang durch die Luft. Aufforderung. Ich werde mir erlauben, jedermann, der sich meldet, auf dem Rücken über das Seil zu tragen. Jedermann ist höflichst eingeladen. Gänzlich gefahrlos. Belohnung fünf Gulden.“

Toni hatte auf einmal das Verlangen, noch heute die Seiltänzer zu sehen, den grünen Wagen, der durch die Welt fuhr, dieses Stück Fremde, das auf einmal in die alte Stadt hereingekommen war. Er lief die Wienergasse hinab, über die Brücke und jenseits wieder den Berg hinauf, zum Gasthaus „Zur Sonne“, wo der grüne Wagen der Seiltänzer auf der Wiese stand.

Die Truppe bestand aus zwei Männern, zwei Frauen und einer Menge von Kindern in verschiedenem Alter. Sie hatten unter einem großen Feldkessel Feuer gemacht, die Flammen leckten übermütig die geschwärzten Kesselwände hinan; ab und zu hob eine der beiden Frauen den Deckel ab, gab noch eine Handvoll Zutat in das Gebrodel oder rührte mit einem großen Kochlöffel darin. Die Männer besorgten die Pferde und die Kinder spielten zwischen den Rädern des Wagens wie die jungen Hunde. Das geschah alles so unbefangen, als ob diese Menschen irgendwo auf öder Heide allein wären und nicht inmitten eines Kreises von Leuten, deren Staunen und Neugierde an ihnen hing. Man konnte sehen, daß sie die

Äußerungen bürgerlicher Verwunderung, dieser Überlegenheit der Landsässigen, in der sich ein wenig quälender Meid verbirgt, gewöhnt waren. Sie blieben ruhig, von den spöttischen Blicken und halbblauten Bemerkungen unberührt, gleich stumpf gegen Mitleid und Gehässigkeit.

Toni Melicher dachte, es müsse sehr schön sein, in einem grünen Wagen durch die Welt zu fahren, vielleicht bis nach Amerika, jeden Abend in einer anderen Stadt; sich dann zu lagern, Feuer unter dem Kessel zu machen und sich daran zu gewöhnen, sich von den Leuten dabei angaffen zu lassen.

Zwei Jungen, die unweit von Toni standen, stießen sich an.

„Du, der Toni ist da,“ sagte der Größere, „komm hinüber, wir schmeißen ihn in den Graben . . .“

„Der kann sich Montag freuen, wenn er in die Schul' kommt,“ erwiderte der andere, „ich bin neugierig, was für eine Straf' er kriegt.“

„Also komm,“ drängte der Größere, „was haben wir davon, vielleicht redet er sich aus . . . es ist besser, wir hauen ihn selber durch.“

Aber als sich die beiden Jungen zwischen den Beinen der Erwachsenen zu Tonis Platz hingewunden hatten, war der fort. Er hatte seine Feinde bemerkt und saß jetzt im Hollundergebüsch drüben auf dem Abhang. Er fürchtete sich nicht vor ihnen und hätte es gewagt, es mit beiden aufzunehmen, aber es war vor auszusehen, daß sich einer der Erwachsenen in die Balgerei einmengen und Toni ins Unrecht setzen würde. Es war selbstverständlich, daß er immer unrecht erhielt. Heute erst, nach der Schule, hatten ihn die beiden verhöhnt und dann tätlich angegriffen. Als er sich dann aber zur Wehre gesetzt hatte, war der Herr Lehrer dazugekommen und hatte ihm für Montag eine Strafe versprochen.

Von seinem Platz im Hollundergebüsch sah Toni das ganze Lager der Seiltänzer. Er fühlte das Feuer wie zwei winzige glühende Punkte im Hintergrunde seiner Augen brennen. Der Anblick seiner Feinde hatte ihn an die Strafe gemahnt, die ihm in der Schule bevorstand. Das ließ sich jetzt nicht mehr wegdenken. Es brannte irgendwo in seinem Leib wie das Feuer in seinen empfindlich gewordenen Augen.

Toni saß lange im Hollundergebüsch, so lange, bis sich alle Neugierigen unten verlaufen hatten und bis sich die Seiltänzer anschickten, ihr Lager aufzuzuchen. Dann kam er hervor und ging geradenwegs auf einen der beiden Männer los. „Was willst du denn, Kleiner?“ fragte der verwundert, als Toni vor ihm stehen blieb.

Toni hatte seine Worte längst vorbereitet und glaubte sie fertig auf der Zunge zu haben; aber nun brachte er dennoch nichts heraus. Endlich sagte er: „Können Sie mich nicht gebrauchen?“

„Komm einmal her, Wenzel,“ rief der angesprochene Mann den Kameraden an, „da ist jemand, der sich zu unserer Truppe meldet. Ich glaube, eine erste Nummer, was?“

Der zweite Seiltänzer war ein langer, magerer Mensch mit einem gelben Gesicht. Er hatte sich im Küstenland die Malaria geholt und konnte sie nicht recht los werden. Er kam herbei, stellte sich vor Toni auf und betrachtete ihn genau. Dann brach er in ein Gelächter aus. „Was kannst du denn alles?“ fragte er.

„Ich kann nur Kopfstehen und auf den Händen gehen. Aber ich kann alles lernen.“ Toni hatte eine unbestimmte Vorstellung davon, daß solche Seiltänzerbanden kleine Jungen anwerben und zu Kunststücken abrichten. Er war bereit,

sich alle Glieder verrenken zu lassen und eine Hungerkur durchzumachen, um sein Ziel zu erreichen.

Die ganze Gruppe war aufmerksam geworden und herangekommen. Die Kinder umstanden den fremden Jungen und lachten ihm ins Gesicht.

Der lange Seiltänzer hatte seltsame, mattglänzende Fieberaugen, die einen starren Blick auf den Buben hefteten. Es war Toni, als sähe ihn der Tod an. Und jetzt grinste der Mann wieder. „Nein, mein Lieber,“ sagte er, „was denkst du denn so? Das kommt nur in den Räubergeschichten vor. Da wäre die Polizei schön hinter uns her. Und dann . . . schau dir nur einmal die Bande an. Neun Stück. Alle unsere eigenen. Wenn sich die ihre Knochen brechen, so geht es niemand etwas an. Was sollen wir mit dir anfangen? Wir brauchen dich nicht.“

Toni Melicher ging ganz betrübt davon. Er hatte in dieser Stunde wirklich alle Hoffnung auf diese eine Möglichkeit gesetzt. Ein plötzlich aufflammendes Licht war wieder erloschen.

Es war sehr spät geworden. Die Straßen waren so traurig, die Laternen brannten sehr trübe und die Haustore hatten drohende, finstere Mienen.

Als Toni nach Haus kam, fand er es so, wie er es erwartet hatte, der Vater war fortgegangen und die Mutter saß im dunkeln Zimmer und weinte. Sie fragte nicht, wo Toni gewesen war, sie weinte nur noch heftiger, als sie seine Schritte hörte.

Nach einer Weile stand sie auf und machte Licht. Toni sah, daß ihre Bluse auf der Schulter zerrissen und ihre linke Wacke geschwollen war. Die bunte Glasvase, die der Vater auf dem letzten Jahrmarkt gekauft hatte, lag zertrümmert in der Nähe des Ofens.

„Jetzt ist der Vater wieder ins Wirtshaus gegangen,“ jammerte die Mutter, die jemand haben mußte, um von ihrem Unglück zu sprechen, „jetzt wird er das ganze Geld vertrinken. Morgen haben wir dann nichts . . . ich hab' heute den Zins bezahlt . . . o Gott!“

Toni schwieg und versuchte nicht, die Mutter zu trösten. Er konnte ihr nicht recht geben. Er dachte, daß sie dem Vater hätte Ruhe lassen sollen.

Er dachte weiter, die ganze Nacht hindurch, in seinem Bett, das in der Schublade des alten Sofas gemacht war. Ein enges Bett, in dem man sich die Ellenbogen zerstieß, wenn man sich umwenden wollte. Aber die Gedanken kümmerten sich nichts darum, wogten wirr durcheinander und überwandten die Enge. Amerika lag strahlend da und der Vater trat vor dieses Bild, leicht vorgebeugt, als spähe er in die Weite. Dann hörte er wieder das leise Weinen der Mutter und er mußte denken, daß der Vater doch hart und grausam war, sie so leiden zu lassen und ihren Wunsch nicht zu erfüllen.

Gegen Morgen hörte Toni den Schritt des Vaters auf der hölzernen Treppe des alten Hauses. Es dauerte eine ganze Weile, bis er oben angelangt war. Inzwischen hatte Toni seine Schublade verlassen und war in die Küche geschlüpft, um sich zu waschen.

Der Vater polterte nebenan ins Zimmer. Ein Sessel krachte zu Boden. Eine ängstliche und vorwurfsvolle Stimme ermahnte zur Ruhe und der Vater donnerte laut dagegen. Dann war es eine Weile stiller . . . Dann begann die vorwurfsvolle Stimme wieder . . .

„Ich hab' kein Geld“, sagte die Mutter, „du denkst nicht an uns. Jetzt sollen wir wieder von der Luft leben.“

„Ich soll immer nur an euch denken, was? Und an mich niemals, was?“ Toni fühlte selbst eine Rauigkeit in der Kehle, wenn er zuhörte, wie rauh die Worte klangen. Jedes war wie mit einem Pelz bekleidet, dessen kurze Haare sich im Hals festsetzten. Aber dennoch wandte sich Toni nicht von seinem Vater ab, wie sonst, wenn dieser aus der stickigen Luft der Kneipen kam.

„Ja . . . zuerst vertreibst du mich aus dem Haus . . . dann wird geklont . . . Soll ich dir vielleicht zuhören . . . deinen dummen Geschichten vom Heiraten, was? Ich hab's satt. Überhaupt hab' ich alles satt. Wenn du nicht wärst und der Bub, da könnt' ich nach Amerika gehen. Kein Mensch könnt' mich hindern.“ Ein Stiefel krachte gegen das Bett. „Und ich geh' auch nach Amerika, paß auf . . . ich geh' noch . . . das möcht' ich doch sehen . . .“

Toni schlich sich aus der Türe, die Treppen hinab und versteckte sich hinter der Wäscherolle im Vorhaus. Da saß er nun und sann. Etwas Neues war da, etwas Schreckliches. Wenn er nicht wäre, so könnte der Vater nach Amerika gehen und dort ein reicher Mann werden. Das Begreifen war über das Kind gekommen, die Berührung mit einer Seele, die er bisher nicht gekannt hatte. Das war ein tiefer Schmerz, das Hindernis zu sein und dem Vater im Wege zu stehen, aber auch zugleich ein stolzes Gefühl, denn man war kein Nichts, man bedeutete etwas und von seinem Entschließen hing etwas ab. Der Vater hatte Toni sehr weh getan, aber dennoch liebte der Junge ihn in dieser Stunde mehr als je vorher.

Nachdem Toni so eine Weile hinter der Wäscherolle gesessen hatte, schlug der Bäckerlehrling mit den Absätzen gegen das Haustor. Der Hausmeister kam verschlafen aus seiner Kellerwohnung und öffnete. Toni konnte fünf Minuten später das Haus ungesehen verlassen.

Der helle Morgen lag über dem weiten Platz. Alles trug seine Zauberfarben: Silber und Rosa. Toni ging durch die Straßen wie durch eine neue Welt. Alles schien ihm verändert und er fand sich nicht zurecht. Es fiel ihm eine Menge von Dingen auf, die er früher nicht bemerkt hatte. Die Anordnung der Pflastersteine prägte sich ihm mit felsamer Schärfe ein; daß das Schild des Wirtshauses „Zum lustigen Tiroler“ schief hing, erschien ihm so sonderbar, daß er eine Weile stehen blieb und es anstarrte. Dann glitt sein Blick auf die Anschlagtafel an der Ecke und haftete an dem roten Plakat des Seiltänzers Richard Richardson, der eigentlich Wenzel hieß und so unheimliche Augen hatte.

Und da wußte Toni auf einmal, was er zu suchen ausgegangen war. Das war es, was ihn die ganze Nacht beunruhigt und morgens auf die Straße getrieben hatte. Da stand der Ruf, in Worte gefaßt, die Aufforderung, die zur Entscheidung trieb. Toni liebte es, seine Entschlüsse durch den göttlichen Wink des Zufalls bestimmen zu lassen, er versuchte aus ihm die Zukunft zu lesen. Jedes Ereignis der Straße konnte als Weissagung gedeutet werden. Toni konnte sich vornehmen, etwas zu tun oder zu lassen, je nachdem der nächste Mensch, der um eine Straßenecke bog, ein Mann war oder eine Frau.

Er wollte ein Gottesurteil haben. Ein Gottesurteil! Wenn er auf dem Rücken des Seiltänzers glücklich über das Seil kam, dann hatte er erwiesen, daß er sich nicht fürchtete und Gefahren zu trotzen verstand, und also verdiente, nach Amerika mitgenommen zu werden. Wenn er aber verunglückte, dann war alles vorbei und er war wenigstens kein Hindernis mehr auf dem Wege seines Vaters.

Toni wurde von einer tiefen Rührung über sich selbst ergriffen. Er weinte vor Glück über seinen Selbennut. Zuerst dachte er daran, den Eltern auf jeden Fall einen Brief zurückzulassen, vielleicht auch dem Herrn Lehrer ein paar Worte

zu schreiben. Dann aber kam er davon ab, denn er hoffte nach einigem trauer-vollen Schwelgen in Todesahnungen wieder zuversichtlich auf einen guten Ausgang.

So verging die Zeit und um acht Uhr war er draußen auf der Wiese hinter dem Gasthof „Zur Sonne“. Die Seiltänzer waren schon aus ihrem grünen Wagen draußen und Richard Richardson verlud eben mit Hilfe des anderen Mannes das zusammengerollte Drahtseil und das große Fangnetz auf einen Handwagen.

Zögernd näherte sich Toni.

Der Seiltänzer schaute auf und lachte, als er den Jungen sah. „Es gibt dir keine Ruhe, was?“ sagte er, „du möchtest doch gerne Seiltänzer werden.“

Toni schaute dem Mann fest in die Augen: „Haben Sie schon jemand, der sich von Ihnen tragen lassen wird?“ fragte er.

„Nein . . . es scheint, daß keine großen Helden in eurer Stadt sind. Es hat niemand Lust dazu.“

Toni schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich möchte mich von Ihnen über das Seil tragen lassen.“

Überrascht sah der Mann dem Knaben ins Gesicht. „Du . . . was fällt dir ein? Da kannst du gleich wieder nach Haus gehen. Daraus wird nichts.“

Ängstlich trat Toni näher. „Ich bitte Sie,“ sagte er flehend, „ich bitte Sie, nehmen Sie mich mit . . . ich bitte Sie.“ Eine ganze Menge von Gründen war zu jenem ersten Impuls hinzugetreten und hatte seinen Entschluß bekräftigt. Dieses Abenteuer mußte Toni eine niemals mehr zu erschütternde Überlegenheit über seine Schulkameraden geben. Es würde niemand mehr wagen, ihn zu verspotten. Er würde zu den anerkannten Führern der Klasse gehören und vielleicht würde er sogar der Strafe entgehen, die ihm für morgen in Aussicht stand.

Unschlüssig sah der Seiltänzer den Jungen an. „Was wird denn dein Vater dazu sagen? er wird über mich kommen . . . Nein, davon kann keine Rede sein! Daß ich noch am Ende eingesperrt werde . . .“

„Nein — der Vater hat es erlaubt, er schickt mich her,“ log Toni. Es war ja gleichgültig, mit welchen Mitteln er sein Ziel erreichte, wenn er es nur erreichte.

„So — was ist denn dein Vater?“ fragte der Seiltänzer.

„Fabrikarbeiter.“

„Und deine Mutter?“

„Sie wäscht für die Leute.“

„Es sind die fünf Gulden, Wenzel,“ warf der andere Mann ein, „nimm ihn mit?“ „Du sollst die fünf Gulden nach Haus bringen, was?“ wandte er sich an Toni.

„Ja!“

„Und du hast gar keine Angst?“ fragte Wenzel. „Du fürchtest dich gar nicht vor dem Herunterfallen?“

„Nein.“

„Na also — meinetwegen. Komm mit!“

Es war geschehen. Toni trat zurück mit klopfendem Herzen und sah zu, wie die Männer den Handwagen noch weiter beluden. Schon war eine Wirkung seines heldenmütigen Entschlusses sichtbar. Die Kinder der Gruppe, die ihn gestern noch verhöhnt hatten, sahen ihn jetzt mit ganz anderen Augen an und behandelten ihn fast wie einen der Ihren.

Als der Häuptling mit seiner Arbeit fertig war, wandte er sich an Toni: „Wir fahren jetzt in die Stadt und spannen das Seil auf, du bleibst hier, bis alles fertig ist. Ich weiß, es ist nicht gut, wenn man den Vorbereitungen zuschaut. Man wird leicht unruhig und ängstlich. Um halb elf kommst du mit der Frau nach.“

Dann spannten sich die beiden Männer vor den Wagen und fuhren davon. Die Kinder, bis auf die zwei jüngsten, die noch nicht laufen konnten, zogen hinterdrein.

Toni blieb bei dem grünen Wagen zurück. Zuerst kümmerten sich die beiden Frauen nicht um ihn; sie hatten alle Hände voll zu tun mit Geschirrwaschen und den Vorbereitungen für das Mittagessen. Einige Neugierige hatten sich wieder eingefunden und standen in Gruppen herum. Toni hielt sich ganz nahe zu dem grünen Wagen, daß man sehen konnte, er habe ein Recht darauf, hier zu sein. Als es von dem Turm der Stadtpfarrkirche zehn Uhr schlug, verschwand die eine der Frauen auf eine Weile im Wagen und kam dann in buntfarbigem Sonntagsstaat zurück. Sie trug ein grünes Nieder und einen kurzen roten Rock. Toni sah sie bewundernd an. Sie war groß und stark und ihr Gesicht war ganz von Pockennarben zerrissen.

„Du fürchtest dich also gar nicht?“ sagte sie, indem sie zu Toni trat. „Nein,“ sagte er und schaute zu ihr empor. Sie gefiel ihm sehr gut in ihrer bunten Tracht, die in ihm die Vorstellung sehr ferner Länder erweckte.

Die Frau rief der anderen etwas zu in dieser unverständlichen, aber wohl-lautenden Sprache, in der sie sich den ganzen Morgen miteinander unterhalten hatten. Dann bückte sie sich und küßte Toni auf die Stirn. Eine tiefe Dankbarkeit für diese zärtliche Berührung erfüllte ihn.

Als sie auf dem Hauptplatz ankamen, war es schon fast elf Uhr. Alles war schwarz von Menschen. Hoch über ihren Köpfen zog sich das Seil über die ganze Breite des Platzes vom dritten Stockwerk der Mohrenapotheke zu dem des gegenüberliegenden Hauses — und dieses gegenüberliegende Haus war das, unter dessen Dach Tonis Eltern wohnten.

Toni stand ganz erstarrt.

Sein erster Gedanke war, sich zu retten, davonzulaufen, sich zu verstecken. Wie schrecklich, daß man gerade dieses Haus ausgewählt hatte. Aber dann kam ihm ein verzweifelter Mut. Wenn er jetzt zurücktrat, so war erwiesen, daß er untauglich und feige war, und er mußte dann allen Spott seiner Feinde über sich ergehen lassen. Und Amerika war für immer verloren.

Er schüttelte alle Bedenken ab und trat in den Hausflur der Mohrenapotheke, wo er schon von Richard Richardson erwartet wurde. Der Seiltänzer trug das grelle Kostüm seines Standes. Da war ein anpassender Stoff über Brust und Beine gezogen, so eng und dünn, daß man das Fleisch durchschimmern sehen konnte. Darüber dann eine kurze, grüne Hose und eine blaue Weste. Diese bunten Farben nahmen sich in dem vornehmen Hausflur der Mohrenapotheke sehr seltsam aus, sie stachen von dem braunen Holz der Wandverkleidung ab, sie wurden von den herabhängenden Glasprismen eines Deckenlüfters in tausend Stückchen zerplükt.

Toni sah sich in diesem stillen, abgeschlossenen Flur des Patrizierhauses voll Ehrfurcht und Andacht um. Zwei Dinge waren es, die ihn immer so zauberhaft angezogen hatten und dieses Haus in den Mittelpunkt eines heroischen Gedankenkreises von Eroberung und Erfolg stellten. Dieser merkwürdige Geruch von Drogen und Spezereien, der einem entgegenschlug, wenn man nur an der geöffneten Türe vorüberging. Und dann ein blondes Mädchen, das immer so fein und sauber angezogen war, wie die großen Puppen, wenn sie geradenwegs aus der Schachtel kommen.

Der Geruch war da, er legte sich so beklemmend auf die Brust und es war, als dränge er durch alle Poren der Haut in den Körper. Und auch das blonde Mädchen war da. Es stand im ersten Stock des Hauses, vor einer mit weißen Gardinen

verhangenen Glastüre und sah mit großen Augen zu, wie der Seiltänzer und Toni, gefolgt von einigen Jungen der Truppe, an ihr vorüberkamen. Tonis Herz klopfte. Er spürte einen ganz absonderlichen Takt in dem Klopfen: „Über das Seil — über das Seil!“ Und es war ihm in diesem Augenblick, als täte er alles das für das blonde Mädchen. Und als müsse der Ausgang seines Wagnisses auch für etwas entscheidend sein, was irgendwie mit diesem Kind zusammenhing.

Sie stiegen bis auf den Dachboden und da sah Toni, daß das Seil bei einer Luke hereingezogen und an einem Balken befestigt war. Richard Richardson rieb die Sohlen seiner Schuhe mit einem Pulver ein, dann prüfte er noch einmal den Knoten des Seiles. Toni stand dabei und sah ihm zu, als ginge ihn das alles nichts an.

„Fertig,“ sagte der Seiltänzer, „wenn wir hinauskommen, dann machst du die Augen zu. Und du darfst sie nicht früher wieder aufmachen, als bis wir drüben sind. Verstanden! Wenn du die Augen früher aufmachst und zu zappeln anfängst, so ist es aus mit uns.“

Toni versprach, er würde die Augen geschlossen halten. Dann kletterte der Seiltänzer aus der Dachluke und Toni folgte ihm sogleich. Er sah über den Dachrand hinweg einen Teil des von Menschen erfüllten Platzes. Richard Richardson kniete nieder und nahm Toni auf die Schultern. Die Jungen reichten ihm aus der Dachluke die lange Balancierstange.

„Augen zu!“ kommandierte er und erhob sich langsam.

Toni schloß gehorsam die Augen, obwohl er gerne noch einen Blick hinunter getan hätte. Die Wanderung begann. Toni fühlte, wie das Dach unter ihm zurückwich und wie ein vorsichtiges Schreiten immer weiter in die Luft hinausführte. Der Körper des Mannes unter ihm bebte und zitterte in der Anspannung aller Kraft.

Zuerst war ein Brausen und Tosen in der Tiefe, wie von unruhigen Wassern, dann verlor es sich in ein leises Summen und zuletzt wurde es ganz still. Toni wußte, jetzt waren die Blicke aller dieser Menschen zu ihnen emporgerichtet, diese Tausende von Augen hafteten auf ihm und es war, als verspürte er die gesammelte Wirkung wie ein leises Ziehen haarfeiner Fäden und als schritten sie in ein immer dichteres Gewebe hinein, in dem sie sich schließlich verwickeln mußten.

Dieses Schweigen in der Tiefe machte ihn ängstlich. Es schien ihm wie eine boshafte Drohung, wie die Verkündigung eines unvermeidlichen Sturzes. Und auf einmal kam es über ihn, als müsse er jetzt die Augen aufmachen, als sei seine Rettung darin gelegen, den Blick der Masse wenigstens einmal zu erwidern.

Aber er bezwang sich und drückte die Augen nur noch fester zu. Das Seil war in Schwingungen geraten. Das spürte er ganz deutlich und er spürte auch, wie der Mann, der ihn trug, diesen Schwingungen durch die Bewegung der Balancierstange zu begegnen suchte.

Plötzlich hielt Richardson an und ließ sich auf ein Knie nieder. Er kniete mitten in die Luft, in die Schwingungen und in das Schweigen der Menge hinein.

Als er sich wieder erhob, mußte er das Gleichgewicht durch einige rasche Bewegungen der Balancierstange wieder herstellen. Toni krampfte seine Hände fest um den Hals des Mannes und spürte ein heftiges Auf- und Abgleiten des Kehlkopfes unter seinen Fingern.

„Auslassen,“ keuchte es unter ihm.

Und da war es wieder, dieses Ziehen der feinen Fäden, dieser drohende Befehl, die Augen zu öffnen und hinunterzuschauen, die Tiefe zu ermessen.

Toni konnte nicht länger Widerstand leisten . . . es mußte sein . . . es war unmöglich, sich diesem Zwang zu entziehen, der seinen ganzen Körper zu vernichten drohte, wenn er nicht nachgab . . .

Er riß die Augen auf — da sah er die schwarze Menschenmenge in der Tiefe, die tausend emporgewandten Gesichter, weiße Flecke auf dem dunkeln Grund. Gerade unter ihnen verfolgten die Männer mit dem ausgespannten Fingnetz ihren Gang. Und gegenüber, an dem Fenster der Dachwohnung, standen der Vater und die Mutter, mit weißen, verzerrten Gesichtern, und die Hände der Mutter waren mit gekrümmten Fingern in den Arm des Vaters geschlagen . . .

Das alles war von einem einzigen Blick umschlossen, ganz deutlich, mit allen Einzelheiten, die wie feurige Linien brannten.

Und da verspürte er die erbarmungslose Macht der Erde, ihren harten Griff, mit dem sie die Geschöpfe, die sich gegen die Schwere empören, zu sich herabzwingen will.

In wahnsinniger, heißer Angst faßte er die Kehle des Mannes noch fester. „Auslassen . . . Augen zu!“ gurgelte der Seiltänzer.

Loslassen . . . gleiten . . . fallen . . . und aus! flüsterte der Tod. Aber noch war das Leben da und wollte den Sieg. Und es drückte die Augen des Knaben zu und lockerte seine Finger.

Der Seiltänzer setzte seinen Weg fort und erreichte das Dach.

Der Lärm des Beifalls tobte aus der Tiefe empor. Richard Richardson ließ Toni von den Schultern herab, trat mit ihm an den Dachrand und verbeugte sich vor der Menge, deren Blicke nun wieder machtlos geworden waren.

Dann kroch er mit ihm durch die Dachluke.

Da standen der Vater und die Mutter, keines Wortes mächtig, und die Nachbarin stürzte auf ihn los und betastete ihn, ob er auch wirklich ganz und lebend sei. Sie zog ihn zu der Mutter hin, die ihn weinend umarmte und küßte.

Der Seiltänzer, der die Szene verwundert betrachtet hatte, verstand endlich und beeilte sich, wieder bei der Dachluke hinauszukommen und den Rückweg anzutreten. Er begann auf einmal zu fürchten, daß er zur Rechenschaft gezogen werden könnte und daß die Versicherungen seiner Unschuld keinen Glauben finden würden.

Aber es dachte niemand an ihn. Über den Schatten des Entsetzens schwebte das Wunder der Rettung, wie der lichte Schein, der auf dem Altargemälde der Sagnatiuskirche die Verklärung Christi umgab. Es war, als füllten sich die erstarrten Adern allmählich mit neuem Blut.

Dann saßen sie alle im Zimmer drüben, die Mutter beim Ofen, und sie hatte Toni ganz eng an sich herangezogen und spielte mit seinen Fingern. Der Vater hatte einen Stuhl zum Fenster geschoben. Aber er sah nicht hinaus, obwohl man eben Richard Richardsons Hauptkunststück hätte bewundern können: wie er sich auf dem Seil niederlegte, ganz auf den Rücken, und dann wieder aufstand. Welcher hatte die Arme auf das Fensterbrett gestützt und das Gesicht in die Hände gepreßt.

In der Mitte des Zimmers am Tisch saß die Nachbarin. Und die sprach für drei. Daß das eine Warnung Gottes gewesen wäre und daß es sehr schlimm hätte ausfallen können und man müsse Gott danken. Daß sie aber doch eine Freude habe, weil sie den Nachbar Melicher bis heute für einen schlechten und gefühllosen Menschen gehalten hätte und heute von ihrer Meinung abgekommen sei. Es habe sich deutlich gezeigt, daß er seinen Buben doch gern habe.

Als es vom Turm der Pfarrkirche zwölf Uhr schlug und das Mittagsläuten begann, da sprang sie erschreckt auf, denn sie hatte ganz vergessen, daß ihr Herz noch ganz kalt war.

„Gott sei Dank,“ sagte der Vater, als sie draußen war.

„Aber sie hat recht,“ erwiderte die Mutter, „es war eine Warnung. Man soll Gott nicht versuchen. Wie leicht hätte uns das Kind genommen werden können.“

Der Vater schwieg wieder lange Zeit.

Dann hob er das Gesicht aus den Händen. „Warum hast du das getan Toni?“ fragte er, „was ist dir eingefallen? Hast du nicht gedacht, daß ein Unglück hätte geschehen können?“

„Ich weiß, was ihn dazu gebracht hat,“ sagte die Mutter, „er ist traurig, der arme Bub, daß es zwischen uns so ist — wie es nicht sein soll . . . glaubst du, ein Kind spürt das nicht, wenn sie ihn in der Schul' auslachen . . .?“ Und sie strich ihm über den Kopf, ihrem Bundesgenossen, mit so viel Zärtlichkeit, wie ihm noch nie von ihr geworden.

In Toni schrie etwas: Nein. Er wollte sagen, was ihm im Sinne gelegen hatte. Aber es fanden sich keine Worte dafür. Und da verwirren sich seine Gedanken so, daß er selbst nicht aus und ein wußte.

Es klopfte und einer der Zungen des Seiltänzers trat ein.

Er stand zuerst verlegen an der Tür, dann ging er schnell zum Tisch und legte einen geschlossenen Briefumschlag hin. Und war schon wieder draußen, ehe noch jemand eine Frage an ihn gerichtet hatte.

Die Mutter öffnete das Kuvert und zog eine Fünfgulden-Banknote hervor.

Sie reichte das Geld dem Vater und der hielt es in zitternden Fingern und betrachtete es wie etwas, was er noch nie gesehen hatte. „Mutter,“ sagte er, „das Geld darf nicht ausgegeben werden . . . niemals.“

Dann erhob er sich. Auf seinem Gesicht las Toni einen neuen Willen. „Nein,“ fuhr der Vater fort, „man soll Gott nicht versuchen. Wir gehen morgen zum Pfarrer, Mutter. Nächsten Sonntag soll das erste Aufgebot sein. Ich weiß jetzt, was meine Pflicht ist.“

Da begann die Mutter laut zu weinen.

Vor Toni aber sank das Wunderland Amerika mit seinen unendlichen Weiten in einen dichten Nebel. Eine graue Mauer erhob sich an seiner Stelle. Seine Zukunft hatte keine Fernen mehr.

Dieser Tag war für Toni von trüber Trostlosigkeit. Das Glück seiner Mutter war ihm ohne Bedeutung. Das beschworene Schicksal hatte sich gegen ihn gewendet.

Gegen Abend aber brach eine neue Hoffnung in das Grau. Es war die Zeit, zu der man das blonde Mädel aus der Mohrenapotheke im Stadtpark sehen konnte. Da ging sie mit ihrer Erzieherin spazieren, ohne sich je in den Schwarm spielender Kinder zu mischen. Ein unwiderstehliches Verlangen nach ihr trieb Toni von Haus fort. Wenn er hier nicht verstanden worden war, sie würde ihn verstehen und bewundern. Vielleicht würde ihr Anblick alles das Mißfarbene erhellen, alles Unklare lösen.

Toni kam atemlos in den Park. Er scheute sich davor, mit anderen Zungen zusammenzutreffen, er fürchtete ihre Fragen und schlich in einem Bogen um den Spielplatz auf den Weg, den das blonde Mädchen zu gehen pflegte.

Und nach einer Weile sah er sie wirklich kommen, an der Seite der langen, vornübergebeugten Erzieherin, in ihrem Spizenkleidchen, mit dem Glockenhut.

Wie eine große schöne Puppe, die man eben aus ihrer Schachtel genommen hat. Mit klopfendem Herzen, seine ganze Seele und seine Hoffnung in den Augen, stand er an ihrem Bege.

Als sie näherkam, sah er, daß sie ihn bemerkt hatte und ihrer Erzieherin etwas über ihn sagte.

O Gott! Er wäre jetzt doch lieber davongelaufen. Aber seine Seele ließ ihn nicht fort und hat durch seine Augen.

„Nein,“ sagte die Erzieherin mit einer harten und kalten Stimme, „es ist das Merkmal einer niedrigen Herkunft, sich für Geld in eine so unsinnige Gefahr zu begeben. So etwas ist häßlich und gemein.“

Und das blonde Mädel aus der Mohrenapotheke wandte den Blick von ihm ab und ging an der Seite der langen Dame an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen. Vorbei! Vorbei!

Das war ein wüster Schmerz von den Schultern bis zu den Hüften.

Nun konnte Toni ja wieder heimgehen.

Er ging und ging und ein Summen und Surren in seinem Kopf wurde immer stärker. Und er begriff, daß dies nichts anderes war als das Schwirren der Maschinen in einem ungeheuren Saal, das Geräusch der Räder und Riemen, und daß sein Leben unaufhaltfam diesem brodelnden Kessel zutrieb.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 18. Juli 1910.

Das russisch-japanische Abkommen — Asquith über die deutsch-englischen Beziehungen — Elsaß-Lothringen.

Im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit steht gegenwärtig das russisch-japanische Abkommen. Vor acht Tagen war zwar die Tatsache bekannt, und auch über den Inhalt waren Veröffentlichungen außeramtlicher Natur erfolgt, aber man wußte noch nicht, wie die beteiligten Mächte die Sache amtlich behandeln würden. Inzwischen haben die Botschafter Rußlands und Japans in Berlin den Wortlaut des Abkommens förmlich mitgeteilt und dabei Erklärungen abgegeben, die die Lage näher zu beleuchten bestimmt waren. Der bloße Wortlaut des Abkommens war geeignet, einige für uns wenig angenehme Deutungen nahe zu legen. Unter solchen Umständen mußte es natürlich von Wert sein, zu erfahren, daß Rußland und Japan das jetzt abgeschlossene Abkommen nicht als einen selbständigen diplomatischen Akt, der eine völlig neue Lage schaffe, angesehen wissen wollen, sondern, wie die beiden Botschafter erklärt haben, als eine Ergänzung des Abkommens von 1907. Dadurch gewinnt die Nichterwähnung des Prinzips der „offenen Tür“ in dem neuen Abkommen eine andre Bedeutung, als sie sonst haben würde. In der Tat haben Rußland und Japan über diesen Punkt befriedigende Aufklärungen gegeben, und Staatssekretär v. Schoen hat nicht unterlassen, seiner-